

zwischen den Anhängern der vier- und denen der sechsjährigen Grundschule.

Auf den Wogen dieses Schulstreits schwamm 1953 der bürgerliche Hamburg-Block (CDU, FDP, DP, BHE) zum Wahlsieg. Das wichtigste Schulargument der „Bürgerlichen“:

▷ die sechsjährige Grundschule hält die wirklich begabten Kinder unnötig lange von der höheren Schule fern. Den Oberschulen gehen zwei Jahre verloren, was angesichts des stets wachsenden Lehrstoffs entweder zu einer Überforderung der Kinder oder zu einer Wertminderung des Abiturs führen müsse. Die „positive Auslese“ sei „staatlicher Dirigismus“ und verstoße gegen das Elternrecht.

Hamburgs neuer Bürgermeister, Dr. Kurt Sieveking, erfüllte denn auch das Wahlversprechen des Hamburg-Blocks: Zu Ostern 1954 führte er die vierjährige Grundschule wieder ein. Daneben aber blieb die sechsjährige Grundschule der Sozialisten vorläufig bestehen, und der Senat verzichtete darauf, das Schulwesen nochmals frischweg von Grund auf umzukrempeln. Statt dessen berief er im Mai 1954 die „Unabhängige Kommission“ ein. Fern von Wahlkampfklimate und Parteidogmatik sollte sie die endgültige Neuordnung des Schulwesens vorbereiten.

Indessen ging der Schulkampf weiter. Nun konnte zwar jeder Vater sein Kind wahlweise vier oder sechs Jahre in die Grundschule gehen lassen, bevor er es zu einer weiterführenden Schule anmeldete. Aber neue Unzufriedenheit entstand, weil das Kind auch weiterhin eine Aufnahmeprüfung für die höhere Schule bestehen mußte — wengleich nun wieder nach dem verfassungsmäßigen „negativen“ Verfahren.

Ostern 1954 beispielsweise wurden rund 10 000 Schüler zum Übergang auf die Oberschulen angemeldet. Als nur 7694 Kinder die Prüfung bestanden, entdeckte Hamburgs neuer Schulsenator, Professor Hans Wenke, daß er bei vielen Eltern kaum beliebter war als sein sozialdemokratischer Vorgänger Heinrich Landahl.

Resigniert bekannte er schon im Mai 1954: „Zwischen dem Willen der Eltern und dem Recht des Staates auf eine Auslese wird es immer einen echten Konflikt geben.“

Bei allem Respekt vor dem im Grundgesetz niedergelegten Elternrecht, so formuliert man in Professor Wenkes Behörde, müßten solche Kinder abgewiesen werden, die nach „ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstand... die Fortentwicklung ihrer begabteren Mitschüler empfindlich hemmen und damit deren verfassungsmäßiges Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit beeinträchtigen würden“.

An dieser Grenze stehen sich bis heute die Hamburger Schulbehörde und viele Eltern feindselig gegenüber. In dieser Situation offerierte die „Unabhängige Kommission“ ihr Gutachten, das überraschend einleuchtende Lösungen für die umstrittenen Probleme enthält:

- ▷ Es bleibt bei der vierjährigen Grundschule.
- ▷ Es bleibt aber auch bei dem um zwei Jahre späteren Eintritt in die höhere Schule.
- ▷ Als „altersgemäße Unterrichtsform“ wird für das fünfte und sechste Schuljahr ein „Mittelbau“ eingeführt, in dem die Unterrichtsform der Grundschule ausläuft und die Arbeitsweise der höheren Schule beginnt.

▷ Die umstrittene Ausleseprüfung nach dem vierten Grundschuljahr fällt weg. („In den Mittelbau aufgenommen werden alle Kinder, die von den Eltern dafür gemeldet sind.“)

▷ Die ebenso umstrittene Ausleseprüfung nach dem sechsten Schuljahr, also vor dem Eintritt in die weiterführende Schule, erübrigt sich. („Das Urteil des Klassenkollegiums ist nach zweijähriger Schularbeit breiter und sicherer fundiert, als es nach einer vierzehntägigen Prüfung der Fall sein kann. Die Kinder werden rechtzeitig den entsprechenden Kursen zugeordnet — und zwar so, daß sie sich im Laufe von zwei Jahren immer deutlicher für das Gymnasium oder die Mittelschule oder die Volksschule als geeignet erweisen.“)

Während dieser automatischen Auslese soll ein besonders intensiver Kontakt zwischen Schule und Elternhaus dahin führen, „daß am Ende des sechsten Schuljahres zwischen dem Lehrerkollegium und dem Elternhaus Einverständnis über den künftigen Bildungsweg des Kindes besteht“.



Senator a. D. Landahl
Impfung gegen Standesdünkel

Urteile die „Frankfurter Allgemeine“: „Der Entwurf hat viel Bestechendes...“ „Die Welt“ fand den Vorschlag „kühn ... außerordentlich fair ... sehr umsichtig fundiert.“

Die Behörde des Schulsenators Wenke schweigt. Sie will erst Stellung nehmen, wenn sich die hamburgische Landesregierung, der Senat, mit dem aufsehenerregenden Gutachten befaßt hat. Nur Schulsenator a. D. Heinrich Landahl, der alte Schulreform-Kämpfer der SPD, in dessen Amtszeit die umstrittene sechsjährige Grundschule eingeführt worden war, erklärte einem Reporter freimütig: „Ich halte diesen Weg durchaus für gangbar, da er eine vernünftige Entwicklung der verschiedenartigen Kinder gewährleistet... Auch meine Freunde von der SPD werden sich aus innerster Überzeugung für die Verwirklichung einsetzen.“

MEDIZIN

NERVEN

Schmerzen unbekannt

Der achtjährige Richard Mains zeigte seinem Vater seine arg blutende Hand. Aber im Gegensatz zu anderen Kindern, die heulend auf das Wehweh hinweisen, das sie sich beim Spielen zugezogen haben, fragte Richard: „Daddy, tut das weh?“

Dieser englische Knabe ist für die Medizin ein Novum, für seine Familie eine Tragödie. Er empfindet keinen Schmerz. Zuerst fiel das auf, als er sich im Kinderwagen, nur wenige Monate alt, fast ein Auge ausgekratzt hatte: Bei der Operation kam der Arzt ohne Betäubungsmittel aus. Als Richard zwei Jahre alt war, überraschten ihn seine Eltern dabei, wie er mit fast wissenschaftlichem Interesse versuchte, sein eigenes Bein an der Ofentür zu rösten.

Seitdem hat er fünf Jahre, den größten Teil seines Lebens, in Krankenhäusern zugebracht. Heute ist er entlassen und geht in der Nähe von Westerham, dem Landsitz Winston Churchills, in eine Schule, in der Opfer der Kinderlähmung und andere körperlich behinderte Kinder erzogen werden.

Die englischen Ärzte aber sind immer noch ratlos. Sie haben Richard nun seit Jahren beobachtet, untersucht und ausgefragt. Sie haben ihn mit Physiotherapie — Körperübungen zu Heilzwecken — behandelt. Irgendwelche Operationen haben sie nicht vorgenommen. Sie versprechen sich nichts davon.

Unempfindlichkeit gegen Schmerzen scheint auf den ersten Blick ein Göttergeschenk zu sein. Wenn jemand Richard verprügeln würde, fände der Junge das nur komisch — er spürt ja nichts. Der Zahnarzt hat für ihn keinen Schrecken. Wie und wo er sich das Nasenbein brach, weiß bis heute niemand — er hatte es nicht gemerkt.

In Wirklichkeit aber ist seine Unempfindlichkeit ein Fluch. So grub Richard zum Beispiel am Strand lustig im Sand, und als sein Vater ihn dabei einmal zwanzig Minuten lang nicht beaufsichtigte, waren seine Finger eine einzige blutige Masse geworden — er hatte nicht gespürt, daß er viel zu hart grub. Sollte er einmal Blinddarmentzündung bekommen, so würde man das wahrscheinlich erst viel zu spät feststellen, denn Richard spürt ja nicht die Schmerzen, die sonst Erkrankungen rechtzeitig anzeigen.

Unempfindlichkeit gegenüber Schmerzen ist zwar ein seltenes, aber kein einzigartiges Phänomen. Der Wiener Arzt Dr. Paul Schilder hat sie 1931 als erster untersucht und dabei von „Schmerz-Asymbolie“ gesprochen. Seitdem ist diese Erscheinung von der Wissenschaft gründlich erforscht worden.

Schmerz-Unempfindlichkeit kann sich aus drei Ursachen ergeben:

- ▷ als vorübergehende Erscheinung durch geistige Konzentration auf andere Dinge;
- ▷ als Folge von Gehirnverletzungen und anderen Krankheiten, die auf das Gehirn einwirken;
- ▷ als angeborene Krankheit infolge einer organischen Störung im Wachstum des Embryos oder des Kindes.

Vorübergehend können der Fakir, der Derwisch, das spiritistische Medium oder ein wütender Mann bei einer Schlägerei

nichts davon merken, wenn ihnen Verletzungen beigebracht werden. Amerikanischen Ärzten ist der Fall bekannt, daß ein sechzehnjähriges Mädchen, das eine schwere Gehirnhautentzündung hinter sich hatte, sich eines Nachts beide Augäpfel ausriß, ohne dabei mehr als leichte Schmerzen zu spüren. Eine Hysterikerin wurde plötzlich an der linken Seite ihres Körpers unempfindlich.

Über Fälle von wahrscheinlich angeborener Schmerzunempfindlichkeit hat vor einigen Jahren der englische Nervenarzt Dr. Eric C. O. Jewesbury berichtet. Drei Männer, die er selbst untersuchte, waren überdurchschnittlich intelligent. Einer von ihnen hatte fünf Kinder. Alle drei erschienen durchaus normal, nur daß sie fast nie Schmerzen empfanden.

Aber der kleine Richard Mains ist ein viel schlimmerer Fall. Er ist nicht nur gegen Schmerzen unempfindlich. Ihm fehlt auch der Tastsinn. Er verspürt keinen Hunger. Er weiß nicht, wann er auf die Toilette gehen muß. Er kann warm nicht von kalt unterscheiden.

Wenn er einen Bleistift oder ein Spielzeug in die Hand nimmt, merkt er nicht, daß er es zerquetscht, denn er spürt es nicht, wann er zuviel Druck ausübt. Anscheinend kann er auch nicht riechen.

Üblicherweise werden dem Menschen fünf Sinne zugerechnet: Schmecken, Riechen, Fühlen, Hören und Sehen. Bei Richard sind nur die beiden letzten Sinnesfunktionen richtig entwickelt. Damit ist er nach Ansicht der Ärzte, die ihn behandeln, ein Unikum.

Auf den ersten Blick ist dem maugesichtigen Jungen nichts Außergewöhnliches anzumerken. Der achtjährige Knabe hat



Schmerzfreier Richard Mains
Von fünf Sinnen nur zwei

nur die Statur eines Sechsjährigen, aber er ist sehr kräftig, tolt gern herum, liebt sein Dreirad und hat in seinen braunen Augen einen gesunden Lausbubenblick.

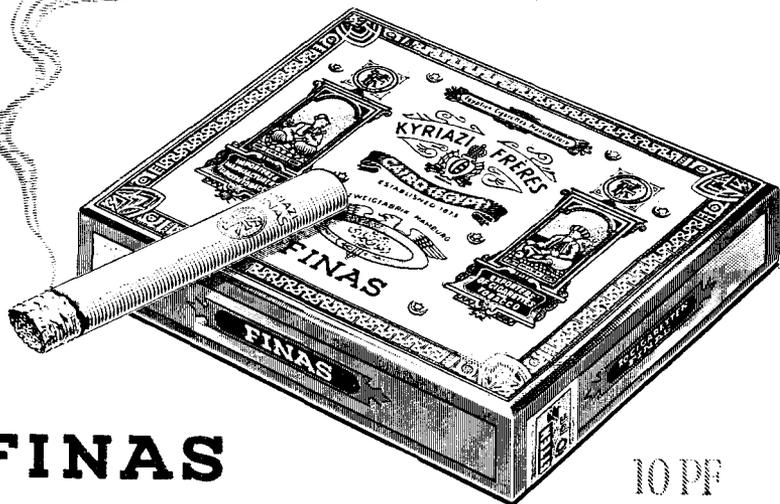
Bei näherer Untersuchung zeigt sich jedoch, daß seine Finger unförmig und die Nägel viel zu kurz sind — eine Folge der Frostbeulen, die er sich in einem Krankenhaus holte, in dem nicht genügend auf ihn aufgepaßt wurde. Frostwunden verzerren auch den Mund. Überall sind kleine Narben von Wunden zu entdecken, die er sich ahnungslos geholt hat.

Richards Vater, Robert Mains, ein fast zierlich gebauter Mann, der im Dorfe Pembury, Grafschaft Kent, einen Gemüse- und Kolonialwarenladen betreibt, erzählt: „Weder in meiner Familie noch in der meiner früheren Frau (Robert Mains ist geschieden) hat es irgendwelche ausgefallenen Krankheiten gegeben. Auch Richards drei Geschwister sind völlig normal.“ Die 18jährige rotblonde Älteste macht ihrem Vornamen Marilyn alle Ehre.

Dem Vater Mains, obwohl erst 45 Jahre alt, stehen viele Falten im Gesicht. „Einmal habe ich Richard dabei ertappt, wie er seine Hand über einen dampfenden Kessel hielt und fasziniert zuschaute, wie sich Brandblasen bildeten“, berichtet er. „Alle drei Stunden muß ich ihn erinnern, aufs Klo zu gehen. Er trägt jetzt schon an Ellenbogen und Knien Verbände, außerdem Halbhandschuhe, um sich zu schützen. Aber trotzdem muß ich aufpassen, daß er nicht gegen eine scharfe Ecke stolpert.“

Man kann ihn nicht mit Messer und Gabel essen lassen — die Gefahr ist zu groß, und so wird alles Essen für ihn vorgeschnitten. Am liebsten ißt er hübsch bunte Speisen, Erdbeermarmelade oder Gelatine-Pudding. Kürzlich hat er ein

Leicht ist sie — und doch voll Würze!



FINAS

10 PF



Aus edlen
ORIENT-Tabaken
gemischt, anregend aromatisch -
ohne zu belasten: so kennt
und schätzt der anspruchsvolle
Raucher die Finas aus dem
Hause Kyriazi.

Stück Seife verspeist, weil es nett rosa aussah.

Müdigkeit spürt der Junge nicht: Man schickt ihn zu Bett, wenn er zu taumeln beginnt. Allerdings geht er auch bei Tage nicht ganz normal. Sein Schritt wirkt ungeschickt, denn ihm fehlt auch der Gleichgewichtssinn. Wenn man ihm die Augen verbindet, fällt er sofort um.

„Normales Spielzeug kann ich ihm nicht kaufen. Einen Zinnsoldaten zerdrückt er sofort, weil er nicht weiß, wie er ihn anfassen soll, und sich dabei noch in die Hand schneidet. Jetzt wünscht er sich eine elektrische Eisenbahn, aber die übliche kann ich ihm gar nicht kaufen. Sie hat zuviel Kanten“, sagt Vater Mains.

Finanziell ist Richard für die Familie Mains eine Katastrophe. Er strapaziert seine Kleidung derart, daß man ihm ständig neue Hosen, neue Schuhe, neue Jacken kaufen muß, viel häufiger als bei anderen Jungen seines Alters.

Die Auswirkungen seiner geheimnisvollen Krankheit werden außerdem durch eine abnorm empfindliche Haut verschärft. Jede Wunde eitert, wenn sie nicht in einer halben Stunde gewaschen und verbunden wird. Sie heilt unendlich langsam. Ein Strumpfband, das zu eng anliegt, hinterläßt für viele Tage einen tiefen blutroten Kreis um die Wade.

Wachstumsstörung vor der Geburt

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus erhielt Richard zuerst Privatunterricht bei einer pensionierten Lehrerin in Pembury. Im Mai 1955 setzte Vater Mains es nach langen Kämpfen durch, daß man seinem Sohn einen Platz in der Valence-Schule bei Westerham einräumte. Während der Schulzeit darf er dort auch wohnen.

Sein erstes Zeugnis ist gut ausgefallen. Er liest bereits „comics“, Jugendzeitschriften und kleine Bücher, schreibt, kann buchstabieren und rechnen. Trotzdem hat ihn die Valence-Schule nur auf Widerruf aufgenommen. Man kann ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen, und der Direktor weiß nicht, wie sich sein Lehrpersonal darauf einrichten soll.

Aus demselben Grund kann aber Ladenbesitzer Mains seinen Jüngsten nicht zu Hause behalten. Selbst in den kurzen englischen Schulferien weiß er kaum, wie er mit ihm fertig werden soll. „Wir haben ja im Geschäft alle Hände voll zu tun.“ Daß Richard im Sommer zehn Tage an die See gehen konnte, verdankt er einer alten Dame, die in einer Zeitung über ihn gelesen hatte und ihn einlud.

Dr. Carmichael vom Londoner „National Hospital for Nervous Diseases“, der Richard Mains behandelt, hat über den einzigartigen Fall bisher in der Fachpresse nicht berichtet. Er hat ihn nur mündlich vor Kollegen geschildert. Nach seiner Darstellung hat offenbar eine Wachstumsstörung im Mutterleib bewirkt, daß die Rückennerven bei Richard nicht mit dem Rückgrat verbunden sind. Bei einer Untersuchung eines Stückchens Haut, das beim gesunden Menschen von Nerven durchzogen ist, wurden weder Nervenenden noch Nervenbündel gefunden. Da, wo der Fingernerv sein sollte, ließ sich bei Richard keine Nervenfasern entdecken.

Der Junge hat bis vor kurzem überhaupt nichts von seinem Unglück verstanden. Neuerdings aber beginnt er darüber nachzugrübeln, warum er sich nicht ebenso frei bewegen darf wie andere Kinder. Dennoch träumt auch er von einer großen, ruhmreichen Zukunft. Sein Herzenswunsch: Er möchte Soldat werden.

BÜCHER

FAULKNER

Christus als Korporal

Als der amerikanische Schriftsteller und Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1949, William Faulkner, auf der Durchreise von Rom nach Paris seinen Schnellzug am Münchner Hauptbahnhof verließ, erkundigte er sich zunächst einmal nach den Pferdepreisen und nach der Qualität des deutschen Kunstdüngers.

Sein Interesse für Landwirtschaft — er hat in seiner Heimat einen ausgedehnten Bodenbesitz — und seine erklärte Abneigung gegen jegliche Art von Publicity, die er erst kürzlich in einem länger n und an-



Nobelpreisträger Faulkner
Lieber Autogramme als Auskünfte

griffslustigen Essay begründete, bewahrten ihn aber nicht vor dem Schicksal, Mittelpunkt einer eilends im Münchner Amerikahaus zusammengetrommelten Pressekonferenz zu sein. Der Zweck seiner Reise, die vom State Department finanziert wird — Faulkner nennt sie seinen „Job“ —, ist nämlich, den Europäern zu zeigen, daß es in den Vereinigten Staaten noch andere Leute gibt als Wirtschaftsmagnaten und Parlamentarier.

Faulkner, ein untersetzter, stämmiger Mann mit eisgrauem Haar, schwarzen buschigen Augenbrauen und braunen Augen, präsentierte sich in zweckmäßig-legerer Reisekleidung. Er trug über dem verwaschenen hellblauen Hemd, dessen Kragen von einer gelben, gemusterten Krawatte lose zusammengehalten wurde, eine ziemlich abgetragene graue Jacke aus handgeweb-

tem, gestreiftem Stoff, an deren Ellbogen handgroße Schönflecken aus Leder aufgenäht waren.

Die „Süddeutsche Zeitung“ bemängelte später, daß bei dieser Gelegenheit an den seltenen Gast — Faulkner war zum erstenmal und nur einen Tag lang in Deutschland — nur Routinefragen gestellt worden waren, auf die ebenso routinierte und durchschnittliche Antworten gegeben wurden. „Der Wunsch nach Autogrammen“, schrieb die Zeitung, „war stärker als das Bedürfnis, von dem größten lebenden amerikanischen Romancier bei einer wohl nicht wiederkehrenden Gelegenheit etwas Wesentliches über sein Werk zu erfahren.“ Niemand habe die Chance genutzt, den Schriftsteller über sein neuestes Buch, „Eine Legende“, auszuhören, das eben in deutscher Sprache erschienen war.

Immerhin war der Nobelpreisträger von einem Münchner Journalisten gefragt worden, ob sein Besuch etwa mit dem Erscheinen der deutschen Ausgabe dieses Romans zusammenhänge. Faulkner antwortete heiter, dieses zeitliche Zusammentreffen sei zwar Zufall, er hoffe aber immerhin, daß seine Anwesenheit dem Verkauf des Buches nicht gerade hinderlich sei.

Tatsächlich waren am Tage seines Besuches die ersten Exemplare der „Legende“ an die Buchhandlungen ausgeliefert worden, so daß schon aus diesem Grunde kaum jemand das ziemlich umfangreiche Werk gelesen haben konnte. Tatsache ist aber auch, daß einige kompetente Erläuterungen des Autors zu seinem komplizierten und vielschichtigen Roman dem Verständnis des deutschen Leserpublikums nur zugute kommen könnten.

Zwölf Kameraden

Faulkner hat nämlich mit diesem Buch weder sich noch seinen Lesern eine leichte Aufgabe zugemutet. Es geht in diesem Roman aus dem ersten Weltkrieg — an dem Faulkner als Fliegerleutnant in Frankreich teilnahm — um nichts anderes als um die Wiederkehr Christi in der modernen Welt. Faulkners Christus — oder doch mindestens seine Christus-ähnliche Gestalt — nimmt als französischer Korporal am Stellungskrieg teil, überredet im Jahre 1918 zusammen mit zwölf Gesinnungsgenossen — unter denen, wie unter den zwölf Jüngern in der Bibel, ein Verräter ist — die Soldaten seines Regiments, zu einem befohlenen und sinnlosen Angriff überhaupt nicht anzutreten, und wird zusammen mit zwei Mördern, die bei der Exekution links und rechts von ihm aufgestellt werden, von einem Standgericht erschossen.

Nun handelt es sich bei diesem Buch, das Faulkner vorsichtig eine Legende („A Fable“) genannt hat, durchaus um einen realistisch wirkenden Roman, der zwar die Absurdität des Krieges ausführlich beschreibt und nachweist, aber insgesamt alles andere als fromm wirkt. Von dem „Korporal“, von seinen zwölf Kameraden und von dem meuternden Regiment ist zwar schon von den ersten Seiten an immer wieder die Rede, doch kommen sie erst ganz zum Schluß des Romans selber zu Worte.

Dagegen werden mit großer Ausführlichkeit und im besten Faulkner-Stil, mit Sätzen, die zuweilen länger sind als eine Buchseite, und mit großer poetischer Kraft Episoden geschildert, die mit der Befehlsverweigerung des Regiments nur sehr indirekten Zusammenhang haben. Faulkner beschreibt zum Beispiel einen Pferdediebstahl, Galopprennen, einen lokalen Aufstand und eine Gerichtsverhandlung in den amerikanischen Südstaaten. Er schildert Luftkämpfe, Meutereien und Gefangen-

* William Faulkner: „Eine Legende“; Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart; 512 Seiten; 22,50 Mark.

* Staatliche Klinik für Nervenerkrankungen.